

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Schlang, Wilhelm: Der Zug ins Feindesland. Ein Erinnerungsblatt

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Der Zug ins Feindesland.

Ein Erinnerungsblatt von Wilh. Schlang (Freiburg).

Wenn der geneigte Leser einen aus der Mode gekommenen Hausrat dastehen hat und ihn mit vieler Sorgfalt auspoliert, so ist ihm dieses Stück aus Großväterzeit wie neu, und er hat eine Freude dran. Also soll derselbige Leser nicht schelten, wenn er sein gutes Geld für einen neuen Kalender ausgibt und es werden ihm etliche Altertümer aufgeföhrt. Es geschieht mit gütiger Erlaubnis, weil die Erinnerungen sozusagen in der Luft liegen, und weil die Dinge, von denen heut jeder spricht, an die Jugendtage des Lahrer Hintenden geknüpft sind. Denn er hat damals schon gelebt, im dreizehnten Jahre, und hat dann und wann ein Wörtlein verlauten lassen zu den Begebnissen, die ihm nun wieder so klar vor's Auge treten, als sei alles vorgestern gewesen oder gestern. Ja, die Erinnerungen liegen in der Luft, und wenn einer sein Leibblatt aufschlägt, so steht sicher was von 1813 und 14 drin. Er genießt die Jahrhundertbetrachtungen mit dem Morgentasse, mit der Mittags- und Abendsuppe, und Namen wie Stein, Scharnhorst, Gneisenau, Arndt u. s. w. werden ihm so geläufig wie eine Partie Sechshundsechzig. Da wirft sich der Vaterlandsfreund denn gehörig in die Brust, daß es eigentlich das Volk war, der Bürger und Bauer, der das große Befreiungswerk vollbracht, so daß selbst die zandernden Throne mitgerissen wurden. Das Volk, nicht die preußischen Junker! Denn wenn wir auch rühmen wollen, daß Söhne des Adelsstandes von gewähltester Bildung als Gemeine Waffendienst taten, so ist doch etwas dran an den Worten eines tapfern Mitbülders und Mitkämpfers jener ewig denkwürdigen Tage: die Tugend sei damals bei vielen der Hochgeborenen so sehr in Baumwolle gewickelt gewesen, daß sie selten zur Tätigkeit kommen konnte. Der also schrieb, heißt Boyen und war preußischer General. Hatte er nicht mit angesehen, wieviel gute Anwälte der Napoleon in Berlin besaß — nicht französische, sondern deutsche? War er nicht grollender Zeuge, als die preußische Junkerpartei das Steinsche Werk der Bürger- und Bauernbefreiung zu untergraben strebte? Ward er nicht unter der Schar der Führer gefunden, als endlich im Frühjahr 1813 nach ungeheuren Demütigungen der Kampf um Freiheit und Menschenwürde losbrach?

Daß der große Krieg eine Angelegenheit des Volkes war, wollen wir auch im Kalender noch einmal kräftig hervorkehren. Wäre es nach den verkühderten Hofmännern in Berlin und Wien gegangen, wer weiß, ob die verbündeten Heere nach der siegreichen Schlacht von Leipzig weiter als bis zum Rhein vorgeedrungen wären! Denn die Fürsten und Fürstenväte, versammelt zu Frankfurt, der alten Reichsstadt, guckten nach dem großen Wasser hinüber und wußten nicht, was damit anfangen. Über den Rhein gehen? fragte der König von Preußen ganz verwundert, das sei doch nicht ausgemacht gewesen!

Halt!" rief auf einmal der Hintende und der halt bligte ihm aus den Augen, als er die rechte und gebietend auf die blecherne Büchse legte. damit auch das Leibliche mit dem Geistigen nicht kurz komme, mag ein kleiner Abzug an der führung gewährt sein; aber nur soviel, als ein pellerter wert ist."

Da gab der Hintende die Blechbüchse frei und klirrten zur gleichen Minute die Spielgelder den Tisch, unterschiedliches Alter und Gepräg' nicht ein einziger Hosenknopf darunter. Und waren, als der Mammon in zusammengehörigen pplein wie zur Parade aufgestellt war, 137 Mart 85 Pfennige.

Peter Hiß," jagte der Hintende, „habt Ihr schon mal von der Frankfurter Börse gehört? Da fehl ein getreulich Abbild davon.“ Darauf läßt sich Hintende vom Löwenwirt einen Briefbogen und te liefern; es wird eine ordentliche Verschreibung den Deutschhumsverein in Berlin-Weft 62, Kurtenstraße 105, gemacht und die Regelbrüder in dem Hintenden setzen ihre Namen drunter. mit war aber die Sitzung nicht beschloffen, und des Löwenwirts Elfer nicht von sich gesagt haben, daß er seine Getreuen zu vorgerrückter Zeit ohne rang entläßt, so mußte sich der Schulgewaltige Klavier setzen und, weiß Gott, die ganze Gesell- mit stimmte das Lied an: „Deutschland, Deutsch- über alles“ . . . wobei aber die Eintracht Herzen vollkommener war als die der Stimmen. als die Dorfuh die zwölfte Stunde anschlug, der Hintende die vaterländische Versammlung — sonst hätte der Nachtwächter es getan. Wie in seiner Tür angelangt war, sagte er zum Lehrer, sich von ihm verabschiedete: „Meister! Euerm nächstigen Vortrag über die Auslandsdeutschen ist ein gutes Wort mitgeben von einem kernhaften ndsmann, dem Heinrich Treitschke: „Die Zu- ist unsres Volkes hängt am letzten Ende von ab, wieviele Menschen auf der Erde ussch sprechen werden.“

Es war aber ein mond heller Abend und der lende tat einen Blick hinaus, der wie in eine weite Ferne ging. Dann schritt er, trotz Stelzfuß in Elferwein, grad und aufrecht ins Haus.

Wilhelm Schlang.

Siets Neues treiben und erfassen,
Wodan am Ende nichts gerät,
Das heißt, die Enten faulen lassen,
Indem man sät und sät und sät.

Frída Schanz.

Ferner bitte der Rhein einen von Gott gemachten Abschnitt, vor dem man stehen bleiben müsse. Und überhaupt, was uns denn die Leute auf dem andern Ufer angingen? Dasselbe meinte der General Kneesebeck auch: man solle erst einmal gehörig essen, trinken und ausschlafen, worauf sich schon zeigen werde, ob der Napoleon nach den Schlägen, so er bei Leipzig bekommen, überhaupt wieder Händel anfangen. Die Russen wollten heim zu ihrem Wutki; die Oesterreicher verspürten ein seltsames Jucken in den Beinen, denn es war die Zeit, wo in Wien die großen Tanzereien losgehn. Bei den Entschlossenen stand es von vornherein fest: hatten Moskau und Leipzig den Helden des Jahrhunderts nicht zu demütigen vermocht, so mußte er auf demjenigen Boden getroffen werden, aus dem er immer wieder seine Kraft zog, nämlich im Frankenland selber. Aber umsonst, daß der

auf 14, als unser Blücher mit der preußisch-russischen Armee über den Strom setzte und zu seinen treuesten sagte: „Nun, Ihr alten Pommern, sollt Ihr französisch lernen!“ Zweihundert brandenburgische Füsilier waren zuerst in die Rähme stiegen. Freudengeschrei der jenseitigen Deutschen empfing am Morgen die Befreier. In jener Nacht aber schrieb Freiherr vom Stein aus Freiburg Breisgau, wohin der Standort der verbündeten Herrscher verlegt worden: „In wenigen Stunden ein Jahr verflossen, das die größten Ereignisse Weltgeschichte in sich faßte, das nach elf blutigen Schlachten Deutschland vom französischen Joch freite; möge das folgende uns den Untergang Tyrannen und das Wiederaufblühen eines glücklichen Vaterlandes herbeiführen und die Vorführung so Werk krönen. . .“



Blüchers Rheinübergang bei Caub.

wädere Arndt den Fürsten und Federfuchsern zu Frankfurt ins Gewissen redete: der Rhein muß Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze sein, denn wenn Frankreich den Rhein behält, so behält es sein Übergewicht über Deutschland, ja über ganz Europa. Metternich, der die österreichischen Staatsgeschäfte leitete, hatte mit dem Friedenskaiser angebandelt. Die Waffen sollten schweigen, wenn es dem Korjen um einen ehrlichen Frieden zu tun war. Es sollten ihm Belgien mit einem Teile von Holland, das linke Rheinufer bis hinauf an die Schweizergrenze, Italien samt Savoyen verbleiben. Aber Napoleons unerfättlicher Ehrgeiz sträubte sich gegen die Annahme solcher Bedingungen. Blücher, der „Marschall Vorwärts“, hatte die Narrenspotten der Diplomaten und Notenschmierer, wie er sich ausdrückte, nie leiden können. „Übern Rhein oder zur Ruhe!“ war die Losung des alten Haudegens, und so wurden denn Schwertgeklirr samt Geräusch der Heerhörner und Donnerbüchsen ins Feindesland getragen. Es war in der Neujahrsnacht von 1813

Es kann von einem Kalenderschreiber nicht verlangt werden, daß er eine kriegsgeschichtliche Abhandlung liefert oder gar tüftelig auseinandersetzt, wie die maligen Kriegsführenden es hätten anfangen müssen um schneller mit dem Herrn Napoleon fertig werden, der im Januar 1814 wieder ein Heer von etwa siebzigtausend Mann ins Feld stellen konnte. Der französische Volksgeist hatte sich noch einmal aufgerrast, aber es war jene Begeisterung nicht mehr, die den Unterleutnant von Laferre auf den Thron Frankreichs gehoben. Da die Rheinbundstaaten nun einander von ihm abgefallen waren (sie hatten sich genug vor ihm den krummen Buckel gemacht), Murat, der saubere Herr Schwager und Herr beider Sizilien, von ihm abfiel, mochte dem Napoleon wohl ein Licht aufgehen, daß seine Macht dem Erstzuneige. Aber es ist das Verhängnis dieser Oberer, auf der betretenen Bahn immer weiter getrieben zu werden. Bei Brienne, in der Champagne, hatte Napoleon vor vielen Jahren fleißiger Kriegsgewesen war, schien ihn noch einmal die Kriegen

Fortuna zu lächeln; aber schon am zweiten Tage nach jenen bisherigen Siegen die Krone auf und rückte nun gegen die französische Hauptstadt vor. Denn Paris hatte er nicht aus dem Aug' verloren. Der Napoleon sei in allen Hauptstädten Europas gewesen; die Höflichkeit wolle, daß man den Besuch erwidere. Es sollte freilich eine umständliche und kostspielige Affäre werden, denn da die Verbündeten ihre Streitkräfte trennten, da ein „Marschall Rückwärts“, nämlich Oberfeldmarschall v. Schwarzenberg, für die habsburgische Friedenspolitik im Kriegsrat das feste Wort führte und Blücher mit Truppen nachgah im Stiche ließ, so erlitt unser Held an der Gärne eine schwere Niederlage. In den ersten Februartagen — Blücher hatte sich von der Hauptarmee getrennt — war noch alles gut gegangen. General York, der einst in der Mühle bei Taurroggen ein Anstoß zur Erhebung Preußens gab, hatte den Marschall Macdonald von Chalons vertrieben, und damit war außer einem wichtigen Stützpunkt die Straße nach Paris gewonnen. Auf dieser setzte Blüchers Armee ihren Zug fort, aber in vier Heerzügen, so daß es dem nachziehenden Napoleon möglich ward, jede einzelne derselben zu schlagen; am 14. Februar Blücher selbst. Bei Croges erreichte die Spitze ihre Spitze, da Blücher mit seinen Grenadieren plötzlich von weit überlegenen Reitermassen bedrängt sah und ein verlorener Mann gewesen wäre, hätten nicht gefällte Bajonette den Rückzug in den nahen Wald erstritten. Und während dieses Vor sich ging, stand Schwarzenbergs Heervolk mächtig an der Seine und die Diplomaten spannen immer noch am Friedensfaden weiter. Das Angebot eines Waffenstillstands wies Napoleon jetzt mit schührender Verachtung von sich. Der Riese fühlte mit der alten Kraft das gewohnte Glück wiederkehren, und war schon ihr Zurückgehen auf Chaumont für die Verbündeten schimpflich genug, so standen Ehre und Sicherheit vollends auf dem Spiel, wenn das bedrückte Landvolf sich gegen die Eindringlinge erhob.

Nun geschah es aber, daß der Preußenkönig und der Zar die weitere Entscheidung dem alten Blücher anvertrauten. Mit einem Schlag verwandelt sich das Kriegstheater. Unser Marschall Vorwärts zieht seine Heerhaufen zusammen, vereinigt sie mit den Truppen Bülow's, die längst mit der Eroberung Hollands fertig geworden sind, und gibt bei Laon den Feldzug für die Verbündeten die letzte entscheidende Wendung. Ende Februar hatte ihm Napoleon den Weg verlegen wollen; geschickt war Blücher ihm nach Norden ausgewichen. Am 9. März ließen die Truppen Napoleons zu denen seines Marschalls Marmont. Als die Nacht hereinbrach, lag dieser sorglos bei dem Dorfe Athis. Ein sternklarer Himmel breitete sich über Wald und Wiese, über Laon, die Felsenstadt. Um die zehnte Stunde läßt kriegerisches Geräusch die französischen Vorposten von den Wachpostern auf. Zu tausendstim-

migen Hurraruf mischt sich wildrasender Trommelwirbel. Der grimme York hat einen Nachtangriff befohlen: preußisches Fußvolf, in dessen Adern das Blut der alten Cheruskler fließt, ist mitten ins feindliche Lager eingedrungen; Zieten's Reiterei erfährt den Gegner in Rücken und Flanke. Die nächtliche Dunkelheit erhöht das Grauen und in allgemeiner Flucht löst das Marmont'sche Korps unter Verlust fast aller seiner Feldgeschütze sich auf. Napoleon will am 10. März die ungeheure Scharte wieder ausweihen, wird aber von Blücher zurückgeworfen und muß seinen Ansturm abermals mit Tausenden heldenmütiger Krieger bezahlen. Wie nun der Kaiser sich gegen die Armee Schwarzenbergs wendet, empfängt er auch da, am 21. März, bei Arcis an der Aube empfindliche Hiebe. Der Unbeugsame versucht es noch einmal mit seiner alten Feldherrnmeisterschaft. Er will durch kühne Umgehung seine Gegner im Marsche gen Paris aufhalten. Zu spät! Schon am 29. März, nach einer Reihe kleinerer und größerer Gefechte, ziehen Schwarzenbergs und Blücher's Truppenmassen um die französische Hauptstadt den eisernen Gürtel, und der nächste Tag führt den Schlusssatz dieses Krieges herbei.

Unser Blücher hat über eine Woche in der Krankenstube gelegen, durch ein Augenleiden und verdüsterte Gemütsstimmung gepeinigt. Als aber auch Schwarzenberg die Losung ausgibt: „Auf Paris!“ da entwindet sich Blücher der persönlichen Sorgen und nimmt an der Unternehmung vor Paris teil. Die Eroberung der Hauptstadt kostet Ströme edlen Heldenbluts. Ein Höhenzug, etwa hundert Meter über der Seine, umschließt als schützender Halbkreis die Stadt. Zäh verteidigen die Franzosen unter Marmont und Mortier ihre Stellungen vom frühen Morgen des 30. März — bis gegen die vierte Abend-



Prinz Wilhelm, der spätere Kaiser, vor Paris.

stunde der letzte gewaltige Ansturm von Preußen und Russen unter York's Führung die mörderische Schlacht beendet. Unter den Verbündeten aber glänzte durch gleiche Tapferkeit ein siebzehnjähriger Hauptmann: Prinz Wilhelm von Preußen, der



Sturz der Vendôme-Säule zu Paris (1814).

nachmalige Kaiser, seit Bar-sur-Aube mit dem Eisernen Kreuz geschmückt. Ein anderer Prinz Wilhelm befehligte den Anteil badischer Truppen an diesem Feldzug. Ihr rühmliches Verhalten an der Aube und am Montmartre war eine Art Sühne dafür, daß noch vor Leipzig des Hintenden Landsleute unter Napoleons Adlern gegen ihre deutschen Brüder gekämpft hatten.

Am 31. März, um elf Uhr morgens, betraten die verbündeten Monarchen an der Spitze von 36 000 Mann den Schauplatz weltgeschichtlicher Entschliefungen und Verhängnisse: Paris. Das Volk aber, müd des ewigen Kriegs, jubelte den Fremden zu, wie es noch vor Jahresfrist seinem Kaiser und Abgott zugejauchzt hatte. Die meisten gebärdeten sich wie närrisch; man riß die Bildsäule Napoleons auf dem Vendômeplatz nieder, warf sich zu Füßen des Kaisers aller Reußen und küßte sein Gewand. Denn so sind die Franzosen; im Nu entzündet und erkaltet, wechseln sie ihre Abgötter noch schneller als ihre Moden. Der Welteroberer schien für immer abgetan — er, dessen Geist über seiner Zeit geschwebt hatte wie das majestätische Kreisen eines Narx.

Der Cäsar hat sich nach Fontainebleau zurückgezogen. Ihm blieb eine Streitkraft von nur etwa 10000 Mann. Als aber nacheinander die letzten Heerführer vom Schicksal ihres Gönners sich trennen, als die Behörden mit ihrer Lossagung sich beileien, dankt Napoleon erst zugunsten seines einzigen Sohnes, sodann ohne Bedingung ab. Am 20. April versammelt der Soldatenkaiser im Hofe von Fontainebleau die treugebliebenen alten Garden um sich. Welch ein schmerzlich bedeutsames, in der Weltgeschichte einzig dastehendes Abschiednehmen! Der Gewaltige, der selten auf die Stimme des Herzens gehört, spricht tiefbewegt zu einem Häuflein grauer Helden: „Meine Freunde, fahret fort, Frankreich zu dienen! Ich möchte Euch alle an meine Brust drücken; so laßt mich wenigstens Eure Fahne küssen.“ Und wie General Pelet den Adler senkt und der Kaiser die Fahne an seine Lippen drückt, hört man das Schluchzen der alten Kampfgenossen. „Lebt

wohl, Ihr meine alten Gefährten! Möge dieser letzte Kuß in Eure Herzen dringen!“

Noch an demselben Tag wurde Napoleon von vier Offizieren der Verbündeten nach dem französischen Süden geleitet, denn er sollte künftig die Insel Elba als sein Fürstentum bewohnen, und es war ihm ein jährlicher Gnadengehalt von zwei Millionen Franken zugesprochen. Das Eiland selber, schon im Altertum wegen seines Erzeichtums berühmt, heute italienischer Besitz, damals noch französisch, liegt im Mittelländischen Meer unter freundlichem Himmel und ist kein übler Besitz für einen, der von großen Geschäften ausruhen soll. Auf der Reise dahin erfuhr Napoleon so recht den Wandel der Volksgunst. Mehr als einmal war der Flüchtling von der aufgeregten Menge bedroht. Eine lebhaftige Witin in der Provence sagte zu einem Gast, der die Kleidung eines englischen Obersten trug, man werde den Napoleon hoffentlich mit einem Stein am Halse im Meer ersäufen, allwo es am tiefsten ist. „Ohne Zweifel!“ erwiderte der Angeredete und es war der Napoleon selber, vor dem einst eine Welt gezittert und der nun zu seinem Schutze fremdes Gewand hatte anlegen müssen. Aber die redselige Provençalin war nicht halb so schlimm als jener Wirtshohn aus der Gironde, namens Murat, den Napoleon zum Schwager und König von Neapel gemacht hatte und der nach des Helden Fall meinte: es ist an der Zeit, daß dieser Wüterich von der Herrscherliste gestrichen und eingesperrt wird, damit er in der Welt kein Unglück mehr anrichten kann. — So ward Napoleon für manche Übelthat durch Untand der Seinen bitter gestraft. Nur des Kaisers Lieblingschwester Pauline und seine Mutter, die stolze Korin Kätitia, blieben dem Entthronten auf Elba zur Seite.

Nach des Korjen Achtung sollte das französische Volk wieder ein Oberhaupt erhalten. An der Spitze einer vorläufigen Regierung stand der schlaueste, aber auch räuberlichste Mann seines Zeitalters, Fürst Talleyrand, noch vor kurzem Napoleons Ratgeber. Mit großer Kunst betrieb er die Rückberufung des Hauses Bourbon, das zwei Jahrhunderte hindurch

reich beherrscht hatte, bis ein irreführender Ab-
 schluss auf dem Blutgerüst der Volkswut versiel.
 Unglücklichen Bruder war es, den Talleyrand
 an Franzosen zum König bestimmte, ein Herr
 milder Gesinnung und gesundem Menschenver-
 stand, aber so schwach auf den Beinen, daß es uns
 wundernehmen darf, wenn er sehr bald zwischen
 Bonaparte und Pfaffenpartei unschlüssig hin und her
 wankte. Die verbündeten Herrscher zeigten sich
 bald günstig. Denn nun sah alle Welt bezeugt
 die französische Staatsumwälzung von 1789
 die Vorsehung gewesen war. An demselben
 Tag, da der geachtete Napoleon an der Insel
 Elba vorüberfuhr, von der sein beispielloser Genius
 Anfang genommen, hält Ludwig XVIII. seinen
 Hof in Paris. Eine Unmenge kirchlicher Messen
 und Prozessionen, in ganz Frankreich für die Seelen
 des sechzehnten Ludwig gehalten, weckten den Toten
 nicht mehr auf, aber der alte Geist lief um so

vorwärts, und als man den Vertrag vom 30. Mai
 1814 bei Licht beguckte, da war es eine Mißgeburt.
 Frankreich rettete aus dem Schacher um Staaten
 und Völker seinen Länderbestand in den Grenzen
 von 1792; es behielt Anteil an Rheinstrom und
 deutscher Erde. Später dann, nach zwei Monaten
 etwa, wollten die verbündeten Mächte in Wien
 zusammenkommen, um die eigenen Angelegenheiten
 zu ordnen, weil nämlich der einen Mißgeburt nicht
 genug war.

Man hatte also in Paris einen faulen Frieden
 gemacht; aber es war wenigstens ein Friede — oder
 wie jener sagte: besser eine Glab' als gar keine Haar'!
 Die Völker atmeten auf, denn man durfte wieder
 auf eine Zeit hoffen, die nicht gewaltjam den Bruder
 vom Bruder, den Gatten von Weib und Kindern
 riß. Schwer hatte die Wucht des Kriegs auf Fein-
 des- und Freundesland gelegen. Denn auch dies-
 seits des Rheinstroms hatte der Feldzug von 1814

schmerzhaft
 Spuren ge-
 graben. Viele
 Gemeinwesen
 litten schwer
 unter der Weg-
 führung von
 Menschenkräf-
 ten und Er-
 nährungsmit-
 teln, — am
 schwersten viel-
 leicht das schöne
 Freiburg, das
 vom Dezember
 1813 an viele
 Wochen lang
 den Jaren, den
 Kaiser von
 Osterreich und
 den Preußen-



Napoleons Abschied von der Armee.

könig beherbergte und an manchen Tagen einer Völker-
 farte glich, da der fernste Osten und Norden Europas
 auf diesem Weg viele Tausende ins Innere Frank-
 reichs schickte. Auch auf deutschem Boden selbst
 herrschte noch an einigen Punkten der Krieg. Wurde
 doch Hamburg erst im Mai 1814 der französischen
 Tyrannei enthoben, die der unglücklichen Stadt viele
 Millionen erpreßt, Tausende aufrechter Bürger durch
 Vertreibung von Heim und Herd der Strenge des
 Winters preisgegeben hatte.

Wie es im Frühjahr 1814 drüben bei den Wel-
 schen aussah, kann der Leser sich leicht ausmalen.
 Wochenlang waren in vielen Dörfern des östlichen
 und nördlichen Frankreichs die Backöfen nimmer
 warm geworden; in den Städten standen die meisten
 Keller und Speicher ebenfalls leer. Zerstörte Siede-
 lungen, zermüllte Fluren, gefüllte Spitäler bezeichneten
 den Weg der Heere. Als die Sieger um die Mai-
 mitte endlich heimwärts zogen, ließen sie ausgesogene
 Lande zurück. Und nun sollte hüben und drüben

hatte
 Leon eine
 tragende
 unzäh-
 male zu
 miß-
 so
 durch
 nach der
 führung
 wurzelter
 rurtelle
 verrotte-
 Kasten-
 is doch
 hem ge-
 in Fort-
 die
 in freige-
 st. Nun
 suchte eine kleinliche Natur verweilte Ordnungen
 er zu befestigen.
 noch es ist Zeit, daß wir uns nach dem Befinden
 verbündeten Monarchen umsehen! Es geht den
 Herren gut — leider nur zu gut! Da die
 schaft und Not von ihnen genommen, fallen
 Kronenträger samt ihren Räten in den alten
 müß und das frühere Wohlleben zurück. Snei-
 n äußert sich darüber mit der Erbitterung einer
 Soldatennatur: wie könne man nur Feste
 denjenigen annehmen, die sich durch Raub und
 reßungen beschimpft haben? wie möge man auf
 raumten Füße stehen zu Leuten, an denen das
 ihres Königs und der Revolution noch klebt?
 Ich fühlte Stein und Blücher. Der Marschall
 wäris rebete in seiner Erbitterung über die
 als Männer auf gut deutsch von den „dreimal
 lachten Sicherheitskommissaren und Faulknechten.“
 in unter vergnüglicherem Zeitvertreib rückten die
 densverhandlungen mit Frankreich nur langsam

wirklich die Ruhe eintreten? Der Bauer sollte wieder Acker und Nebberg bestellen dürfen, ohne fürchten zu müssen, daß ja doch der Krieg die künftigen Ernten aufzehre? Dem Bürger sollte vergönnt sein, unter unbedrohtem Dache seiner Familie und friedlichen Geschäften sich zu widmen? Das klang dem an Kanonendonner und Sturmglöden gewöhnten Ohr so lieblich, daß es fast gar nicht wahr sein konnte.

Die gekrönten Häupter befestigten den Glauben, daß die Kriegsflamme nun wirklich ausgebrannt sei. Kaiser Franz von Oesterreich lustwandelte wieder in seinen Gärten zu Schönbrunn und dachte beim Gesang der Amseln und Nachtigallen darüber nach, wie herausfordernd sein Schwiegersohn, der Bonaparte, noch vor fünf Jahren in den Gemächern dieses Lustschlosses gewohnt hatte. Der Zar, der in Paris ein halber Franzos geworden war, und Preußens König machten sich in England gute Tage. Den Blücher hatten sie mitgenommen, und es muß erzählt werden, wie unsere Inselvettern mit dem alten Haudegen verfahren. Die Engländer, wie der Leser weiß, stehen nicht leicht für Fremdes in Flammen; sie kennen meist nur sich selber, also daß wir Deutschen, geborene Anbeter alles Ausländischen, von ihnen lernen sollten. Dem Blücher spannten sie, als er zur britischen Hauptstadt fuhr, die Kasse vom Wagen und trugen ihn unterm Jubelgeschrei des Volkes ins Schloß. Vom Hofe regnete es Brillanten und Ehren auf den Helden herab; man schleppte ihn von Festtafel zu Festtafel, und eine gelehrte Gesellschaft in Edinburg nahm den Soldatenführer unter ihre Mitglieder auf, wiewohl unser Blücher, wenn er den Montmartre meinte, immer St. Martin sagte. Sogar Ehrendoktor ist der Held damals geworden; hierzu ernannte ihn die berühmte Hochschule von Orford, worauf Blücher lachend sagte: „Na, wenn ich Doktor sein soll, so müssen sie den Gneisenau wenigstens zum Apotheker machen, denn der hat ja die Pillen gedreht.“

Vornehme Damen, wie die Wiberwölfer nun einmal sind, küßten Blüchers juwelenbesetzten Degen oder rissen sich um eine Feder von seinem Helmbusch. Der Blücher, obichon ein rauher Krieger, konnte (trotz seines geliebten Malchens daheim) ein recht galanter Mann sein. Also mußte sein Leibhufar eine Menge schöner Helmbüsch aufstreifen. Wie aber Blücher eines Morgens das Vorzimmer betritt, sieht er sich plötzlich von einer Schar von Frauenleuten umringt. „Die werden wir gleich draußen haben,“ denkt der Marschall Vorwärts, und ehe der aufmerksame Leser das geringste ahnt, sind Sturm und Angriff schon durch einen Kuß besiegelt. Aber anstatt zu fliehen, will nun jede von dem Schnauzbart geküßt sein, und der Leser, wenn er sich in eine solche Lage hineinsetzt, wäre auch kein Unmensch. Blücher hatte damals seine Siebzig auf dem Buckel, und wer will es den Weibern verdanken, wenn sie einen alten Helden, der nach Schießpulver riecht, lieber haben als einen jungen Fant, der nach Altienlust schmeckt?

Uns aber ziemt es, den Kriegsmeister von der Raibach, von Leipzig und Laon in dankbar erstem

Andenken zu halten. Keiner hat wie er mit Feuer und Nachhaltigkeit den Napoleon bekämpft, keiner aber auch sich so bescheiden hinter die Thaten seines Heeres gestellt. Es geschah nur eine Schuldigkeit, wenn der Preußenkönig unsern König zum Fürsten von Wahlstatt ernannte. Wahlstatt aber, damit es der Leser weiß, heißt das Dorf Schlesien, wo am 26. August 1813 Blücher den glorreichen Sieg an der Raibach erfocht. In Schlesien gewann Blücher dann auch eigene Scholle, da Fried Wilhelm ihm die Herrschaft Trebnitz als Geschenk zum

Blüchers Rückkehr nach Deutschland glich ein Triumphzug, so feierte das Volk seinen Lieblingshelden. Aber der Blücher hatte noch seine klaren Augen von der Feldschlacht her und erspähten bald, daß das Gesicht des Vaterlandes wieder in den Händen glatter Hofmänner lag. Er trat am 18. September 1814 die politische Bühne knacker in Oesterreichs Hauptstadt zusammen, die neue Landkarte von Europa sollte gemacht werden. In der Weltgeschichte heißt diese Tagung der Wiener Kongreß, und der Vaterlandsfreund weiß nicht, wie er lachen oder fluchen soll, wenn er davon hört. Der Blücher, als man ihn nach Wien lud, meinte, daß mit ehrlischer Grobheit dem Staatskanzler Hardenberg ab: „wider meinen Willen hab ich Fürst werden müssen, wen ich aber das hehr der hungrigen Welt plebittiren soll, so nehme ich in alle Offenbarkeit Blätter von dieser Würde abschied.“ — In Wien fing das Feilschen um Länder und Kronen von neuem an. Seit der große Tyrann gestürzt und nach Wien verbannt war, machten sich die kleinen Tyrannen wieder breit. Wie wurde von den Nachkommen gelacht über den deutschen Philister, der den Napoleon vertrieben, und für die Herrscherstühle geküßt, dann aber in frommem Untertansgefühl zu danken dank, Pflug und Ladentisch zurückkehrte!

Über den Wiener Kongreß ist schon so viel nichtendes geredet worden, daß der Kalenderschreiber kein Vorlegeschloß vor seine Gedanken zu tun brauchte. Schlechter ist großen Opfertaten der Väter nie gelobt worden als dort. Erleuchtete Geister in Deutschland hatten vom günstigen Ausgang des Kampfs mit Napoleon nichts weniger als eine Wiederbelebung der Nation, eine Erneuerung an Haupt und Glied erhofft. Der edle Mar v. Schenklendorf, der Kaiserherold, sang von der Wiederaufrichtung eines deutschen Reichs. Arndt und Stein forderten erneuerte Bürgerrechte, zeitgemäße Heranbildung des Volkes durch Verfassungen. In Wien aber waren alle diese höheren Gedanken in leichtfertigen Unterbarkeiten und höfischer Gemüthsstimmung erstickt. Ein französischer Tänzerinnen scheuchte den Regieren die Sorgen hinweg. Wenn die Verhandlungen Staatsordner bis zu einem bestimmten Punkte diehen waren, wußte Talleyrands arglistige Staatskunst alles von neuem zu verwirren, bis dann ein gewaltiger Donner Schlag mitten in das Schlafland leben und Nankewesen die Nachricht fuhr: Napoleon von Elba entronnen und wieder marschbereit.

noch wir sind unversehens in den Februar 1815 angeraten und der heurige Kalender hat dem fünfjährigen nicht vorzugreifen. Dem Jahre 1814 — sollen wir mit freudigen Empfindungen von Abschied nehmen — muß noch eine herzhafteschließung der Friedensmonate zugeschrieben werden. wadere Boyen, seit kurzem Kriegsminister in usen, führte am 3. September gegen höfische bürgerliche Bedenlichkeit jenes Gesetz ein, das Bürger des Staates zu Kriegsdienst und Vaterverteidigung verpflichtete. So erwuchs aus dem sie einer großen Zeit ein wahrhaft vollstümliches, Stände und Glaubensgenossenschaften umfassendes Herwesen, das ein halbes Jahrhundert später deutsche Einigung erstritt.

Die der Hias und der Sepp sich duelliert haben.

Von Adolf Schuster.

Eigentlich hat keiner genau gewußt, was der Sepp der Hias miteinander gehabt haben. Gute Kunde sind sie gewesen von der Bubenzeit auf und so arg verfeindet, daß jeder einen Bogen gemacht auf der Straße, wenn er den andern nur hat immer sehen. Um ein Weißbild ist es nicht gehen, auch nicht wegen irgendeinem dummen Streich. er hatte mal gemeint, es wär', daß dem Hias Großvater vorzeiten einen Prozeß gehabt hat dem vom Sepp, und damals hätt's eine Kauferei eben zwischen den beiden, daß das ganze Dorf sammengelaufen ist, und der Pfarrer hat müssen reden sitzen.

Da ist heuer das Veteranenfest gekommen, was alle Jahr zum Kaiser seinen Namenstag begehen. er hat der Hias das Amt gehabt, die Böllerschüsse zu feuern, und extra stolz ist er drauf gewesen, un's so recht arge Schläge getan hat und von den Bergen der Widerhall gekommen ist, grad wie un's donnert. Hat der Hias heuer wiederum seine aller geladen, da ist der Sepp gekommen, hat sich neben gestellt und jedesmal ganz höhnisch gelacht, un der Hias seine Mühe gehabt mit dem Laden, wenn's gefragt hat, hat er zu den Buben gehen, die auch dabei gestanden sind: „Habt's ös was wert, Quam? I nôt.“

Dann haben sie alle gebrüllt: „Mir aa nôt!“ Das hat der Hias eine Zeitlang ruhig ausgehalten, aber immer röter im Gesicht geworden, daß man ihn gemerkt hat, wie er sich giftt. Endlich hat er aber nimmer ertragen, ist vor den Sepp hingestrungen und hat ihn angeschrien, er sollt' schauen, daß er weiterkäm'.

„Wie weit soll i gehen?“ hat der Sepp gefragt und sich vor Lachen gebogen. „Etwan so weit, als die deine damischen Böller knallen? Nacha bleib' lieber glei da stehen.“ Da ist der Hias auf einmal ganz ruhig worden und hat zum Sepp gesagt: „Sepp,“ hat er gesagt, „dös kann so nôt weiter gehen mit uns zwoa. Daner von uns is z'viel in derer Welt.“

„Bin rechtschaffen neugierig, mit was du di umbringen willst,“ hat der Sepp gelacht.

„I will mi nôt umbringen, aber mir zwoa müassen uns duellieren.“

Da hat der Sepp aufgehört zum lachen:

„Was müassen mir zwoa?“



Da hat der Sepp ganz höhnisch gelacht.

„Uns duellieren, so machen's die Herrn aa immer, bals was mitnanda ham.“

„Woher woast denn du dös?“

„Vom Jagawirt sein Hans, der, wo in der Stadt studiert.“

„Vom Jagahans? Ja, dann freili ist's recht, der hat's mir aa g'sagt bereits. Aber wie moanst denn, daß dös anz'fanga wär'?“

„Fürs erste, so als i woast, muast i dir an Sekundanten schicken und du schickst mir aa oan.“

„Hast denn nacha schon oan, du Ausschneider?“

„n Jagahans nimm i.“

„Na, dös gibt's nôt, den will i ham!“

„Na, i! Na, i!“

So haben sie 's Streiten angefangen, wer den Jägerhans haben sollt', und weil sie sich nicht haben einigen können, sind sie mitsammen zum Hans hingegangen, daß er entscheiden sollt'. Dem, wie sie die Geschichte vorgetragen haben, hat's ihm im Gesicht angefangen zu zuden, hat aber geschwind wieder bitter ernst dreingeschaut und gesagt: „Ja, dös siech i ein, daß ös zwoa auf die Mensur müast's. So sagen mir Studenten dazua. Und i will dem Hias sein Sekundant sein, weil sein Namen im Abe zuerst kommt. Und dem Sepp sein Sekundant, dazua laß i an guaten Freund kommen, den ich auf der Univerfilität hab.“

„Ja, dös war recht,“ hat der Hias gesagt, und der Sepp hat nachdentlich drein geschaut, aber auch gemickt und gesagt: „Ja, dös war scho recht.“

„Nu sagt's mir aber amal,“ spricht der Jägerhans, „womit wollt's enk denn duellieren? Ds seib's ja noch gar nôt beim Militär gewesen, wie wollt's denn sechten mitnanda?“